

JÜDISCH & QUEER

von Leslie Trenkner. 15.11.2024

Das Judentum zählt zu den ältesten monotheistischen Religionen der Welt und zeigt, wie auch andere Religionen, Entwicklungen und Veränderungen im Laufe der Zeit. Aufklärende Stimmen, die Themen zu LGBTQIA+ in den Fokus rücken, gewinnen zunehmend an Präsenz und Einfluss – so auch in jüdischen Kontexten. Diese Stimmen wirken nicht nur innerhalb jüdischer Gemeinschaften, sondern tragen ihre Botschaften auch nach außen, um auf ihre Existenz aufmerksam zu machen und sich für Rechte, Akzeptanz und Integration einzusetzen. Dieser Artikel bietet einen historischen Überblick, beginnend im späten 19. Jahrhundert, und ermöglicht ein Verständnis für die Entwicklungen und Herausforderungen, denen jüdische und queere Personen im Laufe der Zeit begegnet sind. Durch zusätzliches Material zu Intersektionalität und jüngeren Ereignissen wird verdeutlicht, wie verschiedene Formen von Ausgrenzung miteinander verflochten sind und sich gegenseitig verstärken können. Dabei wird auch der Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Queerfeindlichkeit beleuchtet. Den Abschluss bildet die Wiedergabe eines Interviews, das die Erfahrungen und Herausforderungen einer betroffenen Person schildert und Einblick in die Vielfalt individueller Geschichten und Perspektiven gewährt. Zudem unterstreicht das Interview die fortwährende Bedeutung und Aktualität der Diskussion um queere Identität und jüdische Zugehörigkeit, welche kein bloßes historisches Phänomen ist.

Historische Hintergründe

Für den historischen Überblick beziehe ich mich auf den Artikel *Homosexualität, Krankheit und Judentum* von Florian Mildnerberger (2019). Mildnerberger ist Medizinhistoriker und beschäftigt sich mit den politischen und gesellschaftlichen Kontexten, die die Auslebbarkeit von Sexualitäten beeinflussen. Seit 2009 lehrt er als Professor für Medizingeschichte an der Viadrina und ist selbst offen schwul, eine von ihm bevorzugte Bezeichnung aufgrund des historisch-stigmatisierten Hintergrunds des Begriffs „homosexuell“, welcher im hier herangezogenen Artikel weiter thematisiert wird (vgl. Korsing, 2014).

Lizenzhinweis am Ende des Dokuments.

Dieses Dokument ist im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts entstanden.



[Bild einer Menschenmenge auf dem CDS in Berlin 2022 und einer Regenbogenflagge mit Davidstern.](#) / von Raphael Renter / [Unsplash Lizenz](#)

Die Entwicklungen in Deutschland

Mildenbergers Artikel über die Diskriminierung ab dem 19. Jahrhundert bezieht sich insbesondere auf jüdische Männer. Diese war stark verbunden mit dem gesellschaftlichen Ideal von Männlichkeit und den Zuschreibungen von Krankheiten. So wurden Juden nicht nur als „unmännlich“ wahrgenommen, sondern sie wurden auch mit zu der Zeit sonst als „typisch weiblich“ wahrgenommenen Krankheiten verbunden, wie zum Beispiel Hysterie und allgemein abwertend als „verweiblicht“ bezeichnet und ihr Dasein pathologisiert. Pathologisierung bezeichnet die Deutung von Verhaltensweisen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, sozialen Verhältnissen oder zwischenmenschlichen Beziehungen als krankhaft. Sie führt häufig zu Stigmatisierung und Diskriminierung, da die betroffenen Personen nicht als „normal“ oder „gesund“ wahrgenommen werden. Dies zusammen formte die antisemitische Stereotypisierung des „jüdischen Patienten“. Die Diskriminierung blieb dabei kein von Außen auf jüdische Gemeinschaften einwirkendes Phänomen, sondern auch jüdische Ärzte gingen dem Gedanken nach, dass durch vermeintliche Inzucht und sexuelle Ausschweifungen Jüdinnen*Juden erkrankt und gefährdet seien (vgl. Mildenberger, S. 114 f.). „Selbst jüdischen Rassenforschern [...] erschien die Homosexualität als Erbkrankheit“ (Ebd., S.124).

Pathologisierung bezeichnet die Deutung von Verhaltensweisen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, sozialen Verhältnissen oder zwischenmenschlichen Beziehungen als krankhaft. Sie führt häufig zu Stigmatisierung und Diskriminierung, da die betroffenen Personen nicht als „normal“ oder „gesund“ wahrgenommen werden.

Erste organisierte Zionist*innen, die um 1900 nach Palästina kamen, erfuhren vor Ort wie erheblich sich teils die indigene jüdische Kultur von den eigenen Vorstellungen eines neuen jüdischen Ideals unterschied. Dies beeinflusste die Wahrnehmung orientalischer Traditionen in zionistischen Kreisen, welche diese als fortschrittsfeindlich einstufte. Die Diskriminierungen durch Zuschreibung von Unmännlichkeit und Kränklichkeit fanden ihren Weg aus dem Antisemitismus in die innerjüdische Wahrnehmung und wurden dort verhandelt. Sie standen entgegen dem erstrebten Ideal, welches Bestandteil der entstehenden jüdischen Nation werden sollte (vgl. ebd., 115 f.). Der in Reaktion daraufhin geprägte Begriff des „Muskeljuden“ durch den zionistischen Arzt und Schriftsteller Max Nordau (1849-1923) wurde als neues Körperideal dem Stereotyp des „orientalischen Juden“ gegenübergestellt (vgl. ebd., S. 116). Ebenso Einfluss fand das Buch *Geschlecht und Charakter* von Otto Weininger (1880–1903), der vom Judentum zum Katholizismus konvertierte. In diesem Buch behauptete er, dass die Psyche von Jüdinnen*Juden zwischen der von Mann und Frau stünde und sie nicht in der Lage wären einen eigenen Staat zu bilden. „Bei Weininger verschwammen die Begriffe ‚Rasse‘, ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ zu einem Konglomerat, in dessen Zentrum die Juden als unmännliche (aber auch unweibliche) Zwitterwesen fungierten“ (Ebd., S. 116).

Was ist Zionismus?

Der Begriff **Zionismus**, abgeleitet von dem Hügel Zion südöstlich Jerusalems, entstand als moderne Bewegung, obgleich ihr Ursprung aus einer Sehnsucht und einem religiösen Gedanken alter Zeit stammt. Das Ziel war die Rückkehr aller Jüdinnen*Juden nach Palästina, welches unter Zionist*innen als ursprüngliche Heimat gilt, um dort einen eigenen Staat zu gründen. Der zunehmend „rassisch“ begründete Judenhas unter dem Begriff des Antisemitismus schaffte die Dringlichkeit zum Handeln (Brenner, 2018). Die Entwicklung des Zionismus ist komplex. Für mehr Hintergrundwissen dazu kann zum Beispiel den Artikel [Eine Bewegung schafft sich ihren Staat: der Zionismus](#) der Bundeszentrale für politische Bildung lesen, aus denen auch die wenigen Infos hier stammen.

Zeitgleich zum modernen Zionismus entstand ab 1900 in Berlin auch eine Sexualreformbewegung, welche durch den jüdischen Arzt Magnus Hirschfeld (1868–1935) stark vorangetrieben wurde. Er gründete das *Wissenschaftlich humanitäre Komitee* (WhK), den ersten kollektiven Versuch einer Bewegung zur Aufklärung über Homosexualität, und startete Petitionen, um eine Reform des Paragraphen 175 zu erwirken, nach welchem homosexuelles Begehren kriminalisiert wurde. Viele bedeutende Persönlichkeiten unterstützten ihn dabei. Hirschfelds Arbeit der sexuellen Zwischenstufen, welche sich der Analyse von Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten abseits des Heteronormativen widmete und damit gesellschaftlich bestimmte Grenzen der Kategorien „männlich“ und „weiblich“ aufbrach, verhalfen jedoch weder

Jüdinnen*Juden noch Homosexuellen aus ihrer Diskriminierung. Die Emanzipation von Homosexuellen wurde von einigen viel mehr in einer Verbindung zwischen „typisch maskulinen“ Männern gesehen (vgl. Mildenberger., S. 116 ff.). Die Ablehnung von weiterhin als „verweiblicht“ bezeichneten Männern und die Zuschreibungen verschwommener Grenzen von Geschlechtscharakteristika jüdischer Männer und Frauen blieben bestehen und wurden als Ausdruck von „Degeneration“ bzw. „Entartung“ angesehen. Hirschfelds Zwischenstufen wurden dahingehend auch antisemitisch uminterpretiert (vgl. ebd., S. 119).

Spätestens Anfang der 1930er Jahre formte sich die Überzeugung der Nationalsozialisten, dass es einen Zusammenhang zwischen Judentum und Homosexualität gäbe, welches zu „einer weiteren Überhöhung des maskulinen und heterosexuellen emanzipierten zionistischen Juden“ führte (Ebd., S. 123 f.). Jüdische Homosexuelle wurden demnach mit Aufstieg des Nationalsozialismus mehrfach diskriminiert, indem sie von den Nazis verfolgt und von den Zionist*innen als hemmend für die Entwicklung eines jüdischen Staates begriffen wurden. So blieb ihnen nur die Flucht ins Exil, ob homosexuell oder nicht. Die Umdeutung von Hirschfelds Arbeit wurde schließlich auch dazu verwendet homosexuelle Männer allgemein als krankhaft einzustufen und zu verfolgen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg hielt Deutschland am Paragraphen 175 fest, der Homosexualität kriminalisierte und die vorherigen Vorurteile gegenüber „unmännlichen“ Juden wurden nun auf die Homosexuellen übertragen (vgl. ebd., S. 124 f.).

Die Situation in den USA

Die USA waren einer der häufigen endgültigen Zielorte von ausgewanderten und geflüchteten Jüdinnen*Juden (vgl. ebd., S. 124). Da dort der Fokus der Diskriminierung auf der schwarzen Bevölkerung lag, erlebten Jüdinnen*Juden selbst weniger davon. Zudem begünstigte die dortige Kulturindustrie die Entwicklung des Bilds eines „maskulinen“ Juden enorm. Die innerjüdische Perspektive lehnte sexuelle weiterhin Variation ab und verfolgte eher das zionistische Ideal. Die Organisation *Women of Reform Judaism*, damals unter dem Namen *National Federation of Temple Sisterhoods*, erklärte 1965 die Diskriminierung von Homosexuellen als untragbar, worauf Rabbiner jedoch nicht reagierten. Durch die Gründung der queerfreundlichen *Metropolitan Community Church* wurden Jüdinnen*Juden ermutigt und gründeten 1972 selbst die erste schwule Synagoge, die *Beth Chayim Chadashim* (Haus des neuen Lebens). Weitere Veränderungen folgten, wie etwa der Beschluss, dass der Staat sich nicht in einvernehmliche Sexualbeziehungen einmischen soll und dass Schwule nicht mehr von religiösen Feiern ausgeschlossen werden sollten (vgl. ebd., S. 125 ff.).

Die Stimmen gegen die Vereinbarkeit von Judentum und Homosexualität verstummten jedoch nicht abrupt und die sich langsam aufweichende Meinung einer vermeintlichen Verbindung zwischen Krankheit und Homosexualität verschärfte sich in den 1980er Jahren durch die AIDS-Debatte wieder. Zu dieser Zeit wurde die schwule Synagoge in



[Turmuhrplatz in Tel Aviv](#) von dem schwulen israelischen Künstler [Raphael Perez](#) / CC BY 2.0

New York zu einem wichtigen Anlaufpunkt für Betroffene und zum Zentrum für soziale Kampagnen und Unterstützungsdienste mit Safer-Sex-Aufklärung, Telefonberatung, Demonstrationen und religiösen Feiern. Sie begannen die Suche nach einem eigenen Rabbiner und ein bedeutsamer Wendepunkt dafür wurde die Entscheidung im Jahr 1984, auch schwule Juden als Rabbiner zuzulassen (vgl. ebd., S. 128). Schließlich wurden auch orthodoxe Kreise durchlässiger für Liberalisierungen, durch den zunehmenden Einfluss digitaler Medien (vgl. ebd., S. 131).

Die Verhältnisse in Israel

In Israel gab es als Äquivalent zum deutschen Paragraphen 175 aus der britischen Mandatszeit den Paragraphen 152/2, der ebenfalls homosexuellen Verkehr unter Strafe stellte (vgl. ebd., S. 132). „Wer ein offeneres schwules Leben führen wollte, wanderte bis in die 1990er Jahre meist in die USA aus“ (Ebd., S. 133). In der hebräischen Literaturszene dominierten bis in die späten 1960ern weiterhin zionistische Heldenerzählungen in Israel, wobei kritische Schriftstellende die Homosexualität in Israels Randkulturen ausließen. Es herrschte eine Verherrlichung des maskulinen, soldatischen Körpers, welcher mit der Sicherung des jüdischen Staates verbunden wurde und es fehlte an akademischer Sexualforschung, was eine sexuelle Emanzipationsbewegung verhinderte. In der kleinen, gespaltenen Schwulenszene, eröffnete im Jahr 1978 die erste explizite Schwulenbar in Tel Aviv, das „24“. Einige Jahre später folgte das „A.M.“. Beide hatten unterschiedliche Kundschaft, wobei Letztere der einzige Ort für die weiterhin als „unmännlich“ und „krank“ diskriminierten Homosexuellen und trans* Personen war (vgl. ebd., S. 133 f.). Ab 1985 wurde die Krankheit AIDS als „Homosexuellenseuche“ durch orthodoxe Politiker in der Knesset, dem Einkammerparlament des Staates Israel, instrumentalisiert, wodurch kurzzeitig das gesellschaftliche Klima verschärft wurde. Im Jahr 1988 wurde jedoch eher zufällig der Paragraph 152/2 in Folge einer

größeren Strafrechtsreform gestrichen. Dies bewirkte einen raschen, beispiellosen Integrationsprozess der bisher diskriminierten Homosexuellen in die israelische Gesellschaft. Eine parlamentarische Diskussion über Homosexualität im Jahr 1993 führte schließlich zu einem Verbot der Diskriminierung. Nach dem Wahlsieg 1996 des Likud, der größten konservativen Partei Israels, wurde Homosexualität jedoch in Lehrbüchern erneut als „krankhaft“ und „schädlich“ beschrieben. Begriffe, die zuvor aus diesen entfernt worden waren (vgl. ebd., S. 134 ff.).

Der Sieg von Dana International, einer trans* Sängerin, beim Eurovision Song Contest 1998 markierte einen Wendepunkt für die Wahrnehmung von Schwulen in Israel, gefolgt von der ersten großen *Gay Parade* in Tel Aviv (vgl. ebd., S. 136). Weitere rechtliche und soziale Verbesserungen ab den 2000er Jahren folgten, wie die Mitversicherung von Lebenspartner*innen, die Anerkennung von Adoptionen durch gleichgeschlechtliche Paare und finanzielle Unterstützung für schwule Organisationen (vgl. ebd., S. 138).

Der spätere Verlauf in Deutschland und die gegenwärtige Lage

Im Jahr 1994 wurde in Deutschland gleichgeschlechtliches Begehren für Personen über 16 Jahren vollständig entkriminalisiert. Dies führte zu einer Emanzipationsbewegung, die Integration in bestehende Institutionen wie Ehe, Militär und Antidiskriminierungsgesetze forderte. Gleichzeitig wurde homosexuelles Verhalten gesellschaftlich als normale Variation des Lebens anerkannt. In jüdischen Gemeinden entstanden schwule Arbeitskreise und im Jahr 1995 gründete sich die Initiative *Yachad*, die 1998 offiziell anerkannt wurde (vgl. ebd., S. 142). Diese setzt sich für stärkere Toleranz ein und gegen Diskriminierung, wobei sie sich als spezifische Ergänzung zu jüdischen Institutionen sieht (vgl. *Yachad Deutschland*). Im Jahr 2018 wurde dann auch der erste queer-jüdische Verein gegründet, *Keshet Deutschland* (vgl. Malachowski, 2023). Auch er setzt sich für die Interessen von Jüdinnen*Juden im LGBTQAI+ Spektrum ein und war auch schon beim CSD zu finden. *Yachad Deutschland* formte sich im Jahr 2022 schließlich auch als Verein und war 2023 zum zweiten Mal mit einem Stand auf einem CSD vertreten (vgl. *Yachad Deutschland*). Allerdings ist das deutsch-jüdische Verhältnis weiterhin fragil. Dies wurde 2003 beim Kreuzberger CSD deutlich, als das demonstrative Zeigen einer Israelflagge auf Widerstand stieß (vgl. ebd., S. 143 ff.).

Auch queeres Leben in Israel erlebte in den letzten Jahren Akte der Ablehnung in grausamer Weise. Im Jahr 2021 wurde laut der israelischen Polizei in Tel Aviv ein Mann festgenommen, der dort einen Angriff auf die *Gay Parade* geplant hätte und mehrere Waffen mitgeführt hätte (vgl. Wilms, 2021). Schon 2015 erfolgte ein solcher Angriff auf der Jerusalem *Pride* leider erfolgreich. Dort wurde eine 16-jährige durch den Angriff schwer verletzt und verstarb später an ihren Verletzungen. Auf der 20. *Pride* in Jerusalem im Jahr 2022 wurde auch durch ein großes Plakat an sie erinnert (vgl. *Zwischen Freude und Trauer*, 2022).



[Keshet Deutschland auf dem CSD 2019 in Köln](#) von [C.Suthorn](#) / [CC BY SA 4.0](#)

Die Situation durch den eskalierten Nahostkonflikt aufgrund des Angriffs durch die Hamas am 7. Oktober 2023, bleibt auch in queeren Räumen nicht unverhandelt. In Deutschland zeichnen sich aktuell zunehmend antisemitische Haltungen ab. Die *Berliner Zeitung* berichtete, wie im Sommer 2023 zeitgleich mit dem CSD ein Demonstrationsmarsch der *Internationalistischen Queer Pride* (IQP) mit zwischen 8000-9000 Personen durch die Straßen zog. „Sie protestierten im Namen eines antikolonialen, antirassistischen und antikapitalistischen Freiheitskampfes – und gegen den Staat Israel“ (Forshayt, 27.07.2023). Ihre Parole „From the river to the sea, Palestine will be free“ kann so verstanden werden, dass dem israelischen Staat das Existenzrecht abgesprochen wird. Die Parole „wird als ein Ausruf für Demokratie für alle gebraucht. Kritiker sagen, dass Aktivisten damit jedoch die Auslöschung des Staates Israel befürworten, ob wissentlich oder nicht“ (Ebd.). Josef Schuster, der Präsident des Zentralrats der Juden, ist sich aber bewusst, dass dafür nicht die gesamte queere Gemeinschaft verantwortlich gemacht werden kann. Mitbeteiligt am IQP-Marsch war auch die Bewegung BDS, „*Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen*“, welche sich für einen Boykott aller israelischer Einflussfaktoren und Träger einsetzt. Im Jahr 2019 wurden ihre Argumentationsmuster und Methoden vom Bundestag als antisemitisch beurteilt (vgl. ebd.).

Auch Monty Ott, Mitbegründer des queer-jüdischen Vereins *Keshet Deutschland* und Politik- sowie Religionswissenschaftler, sprach in einem Interview über die aktuelle Lage. Für ihn ist der Angriff der Hamas als Botschaft zu deuten, dass die Shoa, eine andere Bezeichnung für den Holocaust, jederzeit wiederholt werden könne. Jüdinnen*Juden erschütterte nicht nur die Nachrichten des Angriffs, sondern auch die damit einhergehende existenzielle Bedrohung, die dies für sie bedeutet. Ott berichtet aber auch von dem Beistand und der Solidarität, die deutsche Jüdinnen*Juden erfahren. Die Situation bleibt dennoch angespannt. Er bestätigt, dass es auch in queeren Räumen

Antisemitismus gibt und besonders jetzt Jüdinnen*Juden dem Druck ausgesetzt sind, sich für eine Seite entscheiden zu müssen. Für Ott ist es richtig, Solidarität und Mitgefühl für die Verluste im Nahostkonflikt zu zeigen. „Aber Empathie sollte nicht einseitig empfunden werden. Das finde ich grausam, dieses selektive Mitgefühl. So lässt sich nicht für eine bessere Gesellschaft kämpfen“ (Malachowski, 2023). Auch war der Beistand von queer-feministischen, linken und intersektionalen Gruppen und progressiven Akteur*innen eine Minderheit (vgl. ebd.).

Intersektionalität und Antisemitismus

Jüdinnen*Juden, queer oder nicht, sind von intersektionaler Diskriminierung betroffen, wie historische und aktuelle Geschehnisse aufzeigen. Der Artikel *Intersektionalität und Antisemitismus* von Karin Stögner (2022) erläutert die Schwierigkeiten die Formen von Antisemitismus mit gängigen Methoden und Kategorien als Diskriminierungsform zu untersuchen. Intersektionalität beschreibt eine gegenseitige Verschränkung und Durchdringung verschiedener Diskriminierungs-, Unterdrückungs- und Herrschaftsformen. So wurden schon Diskriminierungsformen wie beispielsweise Behindertenfeindlichkeit, Altersdiskriminierung und Ausgrenzung aufgrund von religiöser Zugehörigkeit auf Intersektionalität untersucht. Für eine solche Untersuchung gibt es unterschiedliche Ansätze. Während sich der strukturanalytische Ansatz darauf fokussiert, wie Diskriminierung durch objektive, gesellschaftliche Strukturen und Bedingungen verursacht wird, betont der identitätspolitische Ansatz stärker die individuelle, subjektive Erfahrung von Diskriminierung aus der Sicht einzelner Personen oder Gruppen. Der globale Antisemitismus wird auffällig selten identitätspolitisch diskutiert, was sich laut Stögner auch auf Antizionismus zurückführen ließe. Als Beispiel dafür führt sie an, wie die queerfreundliche Politik Israels als Ablenkungstaktik der Geschehnisse des Nahostkonflikts interpretiert wird. Zudem gäbe es verschiedene antirassistische und feministische Bewegungen, die jüdische Erfahrungen unter globalem Antisemitismus ausschließen. Die zentralen Kategorien von Diskriminierungsanalysen - *race, class, gender* - werden jedoch selten im Kontext von Antisemitismus diskutiert. Jüdinnen*Juden scheinen in diesen Kategorien nur uneindeutig verortet werden zu können (vgl. Stögner, 2022).

Rassismus zeigt sich zum Beispiel durch die ökonomische Ausbeutung vorher herabgewerteter, „rassifizierter“ Menschen. Verschwörungsmythen über Jüdinnen*Juden behaupten aber gegensätzlich, dass sie heimlich Medien und Finanzen kontrollieren oder Globalisierungsprozesse vorantreiben würden. Diese Verschwörungsmythen sind ein wesentlicher Bestandteil des Antisemitismus.

Wofür stehen diese Kategorien?

Race bezieht sich auf ethnische Zugehörigkeit und Hautfarbe. Diskriminierung zeigt sich in dieser Kategorie zum Beispiel durch Rassismus, das heißt unfaire Behandlung aufgrund ethnischer Merkmale.

Class betrifft die soziale und wirtschaftliche Schichtzugehörigkeit. Hier basiert Diskriminierung auf dem sozialen Status, Einkommen oder Bildungshintergrund, zum Beispiel Benachteiligung von Menschen aus ärmeren Verhältnissen.

Gender bezieht sich auf das Geschlecht. Diese Diskriminierung zeigt sich etwa durch Sexismus, also ungleiche Behandlung von Männern, Frauen oder nicht-binären Menschen aufgrund ihres Geschlechts.

Die widersprüchlichen Vorstellungen einer vermeintlichen Minderwertigkeit oder Überlegenheit sind daran beteiligt schädliche Stereotype über Jüdinnen*Juden zu formen. Weiterhin wird Rassismus auch auf das Gegeneinander von Schwarz und Weiß reduziert. Antisemitismus, der rassistisch verwendet wird, folgt aber anderen Konstruktionsprinzipien, die Jüdinnen*Juden als „Gegenrasse“ schlechthin, als das absolut Negative markieren. Gängige Rassismus-Modelle sind schwierig mit der Besonderheit des Antisemitismus anwendbar. Auch das stark diskutierte Analysemodell zu *Critical Whiteness* untersucht rassistische Strukturen und hebt hervor, dass „Weißsein“ mit Privilegien wie Unsichtbarkeit, Macht und besseren Chancen verbunden ist. Angewendet auf Jüdinnen*Juden bestätigt dies allerdings antisemitische Stereotype, zum Beispiel über angeblichen jüdischen Einfluss in Wirtschaft und Medien. Dies führt dazu, dass Antisemitismus in intersektionalen, antirassistischen Analysen oft ausgeklammert wird (vgl. ebd.).

Wie auch im historischen Überblick thematisiert, wurde Jüdinnen*Juden schon im 19. Jahrhundert unterstellt, die vielseitig gezogenen Grenzen zwischen Geschlechtern zu verwischen. Dies gilt auch für Geschlechterrollen und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Auch die Frauenemanzipation wurde im Antisemitismus als jüdische Intrige interpretiert, die dem Volk schaden sollte. Ein solches Feindbild hält bis heute an. Hinsichtlich der Intersektionalität ist es daher auch eine Herausforderung Jüdinnen*Juden innerhalb der Kategorie Geschlecht zu untersuchen. In Bezug auf die Kategorie Klasse ist Antisemitismus ebenfalls nicht eindeutig. Jüdinnen*Juden werden oft mit vermittelnden, wirtschaftlichen Bereichen wie Handel und Finanzen in Verbindung gebracht, was ihre Stellung unklar erscheinen lässt. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert galten sie als Angehörige der Bourgeoisie, eine Bezeichnung für das wohlhabende Bürgertum, denen echtes Unternehmertum abgesprochen wurde. Sie

wurden als Vertreter der negativen Seiten des Kapitalismus angesehen. Der jüdischen Arbeiterklasse hingegen wurde Misstrauen entgegengebracht, da man ihnen unterstellte, körperlicher Arbeit entfremdet zu sein. Diese Zuordnung zur „Vermittlung“ positioniert sie scheinbar außerhalb der klassischen Klassenstruktur. Anhand dieser Erklärungen lässt sich erkennen, wie Antisemitismus sich intersektionalen Ansätzen für Untersuchungen, die stabile Kategorien von *race*, *class* und *gender* voraussetzen, entziehen kann. Jüdinnen*Juden werden als nicht zu diesen Identitäten zugehörig gesehen und repräsentieren eine Art „Anti-Identität“. Daher wird Antisemitismus oft von intersektionaler Identitätspolitik übersehen, obwohl die Struktur von Antisemitismus intersektional ist (vgl. ebd.).

Interview: Eine aktuelle queer-jüdische Perspektive

In einem Interview erzählte mir eine Person (P.) von ihren Erfahrungen, Wahrnehmungen und Überzeugungen. P. wuchs in einer liberalen Familie auf, die von Beginn an die Freiheit ließ, sich sexuell zu entwickeln, ohne dabei auf Ablehnung zu stoßen. Allerdings gab es nach dem Outing eine Zeit der religiösen Unsicherheit. Der Glaube an Gott hatte sich zwar nicht geändert, jedoch fragte sich P., wie vereinbar eine queere und eine religiöse Identität waren. Für P. war Religion schon seit der Kindheit wichtig.

Die Erfahrungen, die P. in einigen früheren Gemeinden sammelte, waren unerfreulich queerfeindlich. Es wurde empfohlen, sich nicht zu outen, um Probleme zu vermeiden und dass es schließlich niemanden angehe, was im Schlafzimmer geschehe. Aber eine queere Identität nimmt viel mehr Raum im Leben ein als das Schlafzimmer. Es war P. nicht möglich Anschluss in diesen Gemeinden zu finden, da die Geheimhaltung der queeren Identität es unmöglich machte, sich frei über das eigene Leben mitzuteilen.

Zum Beispiel über die gemeinsamen religiösen Feiern mit der Partnerperson, mit der P. zudem zusammenwohnte. Lügen stand außer Frage. P. sah sich in den eigenen Identitäten oft eher geteilt: Entweder jüdisch oder queer. Widerstandsfähigkeit sei ein großer jüdischer

„Wenn Gott mich so gemacht hat, wie er mich gemacht hat, dann wird er sich irgendwas dabei gedacht haben.“

Aspekt, wurde mir im Interview gesagt. Und Widerstand ist, was P. damals und heute leistet. Statt still die eigene queere Identität zu verstecken, ergab sich ein Gemeindefwechsel, wodurch sich P. mit anderen Jüdinnen*Juden anfreundete und sich später zufällig herausstellte, dass sie allesamt queer waren. Durch sie begann sich P. schließlich auch aktivistisch zu beteiligen. Seit dem 7. Oktober 2023 – dem Terrorangriff der Hamas auf Israel – empfindet P. die eigene jüdische Identität präsenter, nicht zuletzt durch den Antisemitismus, der sich auch in queeren Räumen eingefunden hat. P. wünscht sich mehr Inklusion in Gemeinden. Diese sollten die

„Safer Spaces“ sein, in denen alle Jüdinnen*Juden gleichermaßen willkommen sind und vollumfänglich sie selbst sein können. Gemeinden, die behaupten keine queeren Mitglieder zu haben und sich mangels direkter Berührungspunkte nicht angesprochen fühlen, sollten davon nicht ausgenommen sein. Wer könne schon wissen, wer sich in diesen Gemeinden zurückhält, aus Angst vor Queerfeindlichkeit, stellt P. in den Raum. Der endgültige Abbau von Diskriminierung kann nur geschehen, wenn alle mitwirken. Die Realität der intersektionalen Diskriminierung ist die vieler queerer Jüdinnen*Juden. In der jetzigen Heimat fand P. schließlich auch eine Gemeinde, die queere Jüdinnen*Juden herzlich aufnimmt und sie als selbstverständliche Mitglieder ansieht.

„Ich oute mich doch nicht, um mich jetzt dann wieder zu verstecken.“

„Gerade jetzt zur aktuellen Zeit mit Israel ist halt dann ganz viel Israelpolitik, wofür man sich rechtfertigen muss. Und das ist dann auch schon in queeren Spaces einfach sehr anstrengend, weil man immer auf den Holocaust angesprochen wird.“

Schade findet P., dass das Judentum immer nur mit dem Holocaust gedacht wird. Um die tatsächlich gelebte, bunte Vielfalt weiß kaum jemand. Laut P. fehlt es der Mehrheitsgesellschaft an nachhaltigen Berührungspunkten, was dazu führt, dass Jüdinnen*Juden häufig nicht berücksichtigt werden. Zum Ende unseres Interviews teilt mir P. mit, dass die Zukunft aus queer Perspektive besser wird. Gemeinden beginnen sich zu öffnen und zu inkludieren. Allerdings aus jüdischer Perspektive sähe die Zukunft weniger gemütlich aus.

Unsichtbarkeit als Überlebensstrategie

Dieses Dokument bot einen Überblick über die jüngere jüdisch-queere Geschichte, aktuelle Entwicklungen und Erfahrungen. Außerdem wurde beleuchtet, wieso Antisemitismus als Diskriminierungsform komplex geschichtet und daher schwerer zu bearbeiten, oft übersehen und dadurch auch schwerer abzubauen ist. Nichtsdestotrotz ist er in vieler Form gegenwärtig und betrifft intersektional nicht nur queere Jüdinnen*Juden. Aktivistische Vereine wie *Yachad* und *Keshet* erbringen jedoch wichtige Arbeit, indem sie sich für die Aufklärung und Sichtbarmachung des queer-jüdischen Daseins einsetzen. Hinsichtlich der aktuellen Ereignisse im Nahostkonflikt und der (auch in queeren Räumen) verschärften diskriminierenden Haltung gegenüber Jüdinnen*Juden, sind diese jetzt allerdings eher „darum bemüht, unsichtbar zu sein. Die Kämpfe um Sichtbarkeit der letzten Jahrzehnte sind an einen kritischen Punkt gekommen, wenn sichtbar jüdisch zu sein, bedeutet, ein Fadenkreuz auf der Stirn zu

tragen [...]“ (Malachowski, 2023). Das momentan fehlende Sicherheitsgefühl erschwert nicht bloß eine ganzheitlich auslebende queer-jüdische Identität, sondern markiert die Bedrohung jüdischen Lebens allgemein. Monty Ott sagt, dass Europa keine Zweifel lassen darf an seinem Kampf gegen Antisemitismus und dass in der Hinsicht es noch mehr Zivilcourage braucht sowie „ein noch konsequenteres und entschiedeneres Handeln der Politik“ (Ebd.).

Quellenverzeichnis

- Brenner, Michael (28.05.2018): Eine Bewegung schafft sich ihren Staat: der Zionismus. Bundeszentrale für Politische Bildung. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/israel-336/268889/eine-bewegungschaafft-sich-ihren-staat-der-zionismus> (Zugriff: 25.9.2024).
- Zwischen Freude und Trauer: 7 Eindrücke der Jerusalem Pride (03.06.2022). Mannschaft Magazin. URL: <https://mannschaft.com/zwischen-freude-und-trauer-7-eindruecke-von-der-jerusalem-pride> (Zugriff: 25.9.2024).
- Korsing, Ann-Christin (22.04.2014): Keiner, der sich versteckt. Märkische Oderzeitung. URL: <https://web.archive.org/web/20180613090222/http://www.moz.de/artikel-ansicht/dg/0/1/1271633> (Zugriff: 25.9.2024).
- Malachowski, Marcel (26.11.2023): Steht die queere Community an der Seite jüdischer Menschen? Queer.de. URL: https://www.queer.de/detail.php?article_id=47691 (Zugriff: 07.10.2024).
- Mildenberger, Florian (2019): Homosexualität, Krankheit und Judentum. Aschkenas, Band 29(1), S. 113-145. <https://doi.org/10.1515/asch-2019-0008>
- Stögner, Karin (12.12.2022): Intersektionalität und Antisemitismus. Bundeszentrale für Politische Bildung. URL: <https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/516233/intersektionalitaet-und-antisemitismus> (Zugriff: 25.9.2024).
- Wilms, Mike (25.06.2021): Israel: Angriff auf Gay-Pride-Parade in Tel Aviv verhindert. Berliner Zeitung. URL: <https://www.berliner-zeitung.de/news/israel-angriff-auf-gay-pride-parade-in-tel-aviv-verhindert-li.167466> (Zugriff: 25.9.2024).
- Yachad Deutschland: Über uns. Wikipedia. Yachad-Deutschland.de URL: <https://www.yachad-deutschland.de/yachaddeutschlandwikipedia> (Zugriff: 07.10.2024).

Lizenzhinweis

Das Dokument „JÜDISCH & QUEER“ von Leslie Trenker ist lizenziert unter CC BY-SA 4.0. Alle anders gekennzeichneten Inhalte sowie Zitate sind von dieser Lizenz ausgenommen.